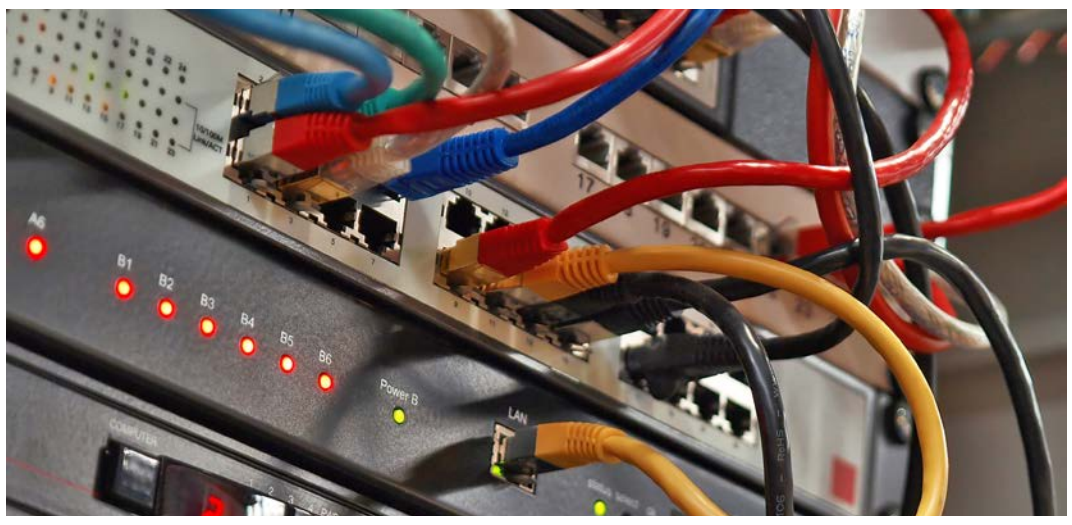

Netzwerktechnik: Es reicht nicht, Informationen von A nach B zu schicken. Entscheidend ist, dass beide Seiten dasselbe meinen. Foto: Adobe Stock/mirkomedia

Interoperabilität – die Sprache der Pflege

Pflege braucht keine weitere digitale Insellösung, sondern Systeme, die einander verstehen. Carsten Steinhoff erklärt, warum Interoperabilität die gemeinsame Sprache der digitalen Pflege ist und weshalb sie über Entlastung, Qualität und Anschlussfähigkeit entscheidet.

Von Carsten Steinhoff

In der Pflege geht täglich Zeit verloren, weil Informationen gesucht, übertragen, nachgetragen oder übersetzt werden müssen. Zwischen Pflegeeinrichtungen, Ärztinnen und Ärzten, Krankenhäusern, Apotheken, Kostenträgern und Software-Systemen entstehen immer noch zu viele Brüche. Nicht, weil es an Daten fehlt. Sondern weil diese Daten häufig nicht dort ankommen, wo sie gebraucht werden oder nicht so, dass sie unmittelbar verstanden und weiterverarbeitet werden können. Genau darum geht es bei Interoperabilität. Der Begriff klingt technisch. Tatsächlich beschreibt er eine sehr praktische Frage: Sprechen die Beteiligten im Versorgungssystem digital dieselbe Sprache? Oder muss Pflege weiterhin mühsam zwischen Systemen, Formularen, Portalen und Zuständigkeiten vermitteln?

Für die Pflege ist das keine Nebensache. Pflege arbeitet mit hochsensiblen, komplexen und alltagsnahen Informationen: Pflegegrade, Maßnahmen, Risiken, Verläufe, Medikationen, Verordnungen, Leistungsnachweise, Übergaben, Abrechnung, Qualitätssicherung. Diese Informationen sind nicht bloß Dokumentation. Sie beschreiben Versorgung. Sie zeigen, was ein Mensch braucht, was geleistet wurde und worauf beim nächsten Schritt zu achten ist.

Wenn digitale Systeme diese Informationen nicht einheitlich verstehen, entsteht keine Entlastung. Dann wird Digitalisierung zur zusätzlichen Übersetzungsarbeit. In vielen Einrichtungen ist genau das Alltag. Es gibt Software für Dokumentation, Abrechnung, Dienstplanung, Kommunikation, Qualitätsmanagement und Leistungsnachweise. Aber häufig sprechen diese Systeme nicht ausreichend miteinander. Daten werden mehrfach erfasst. Informationen werden kopiert. Sachverhalte werden in einem System dokumentiert und in einem anderen erneut eingegeben. Was digital aussieht, bleibt organisatorisch Stückwerk. Das kostet Zeit. Und Zeit ist in der Pflege die knappste Ressource.

Interoperabilität bedeutet deshalb mehr als den technischen Austausch von Daten. Es reicht nicht, Informationen von A nach B zu schicken. Entscheidend ist, dass beide Seiten dasselbe meinen. Eine Information muss fachlich richtig verstanden, eindeutig zugeordnet und sinnvoll weiterverwendet werden können.

Ein einfaches Beispiel: Wenn eine relevante Information zur Versorgung einer pflegebedürftigen Person einmal erfasst ist, sollte sie dort weiterwirken können, wo sie ebenfalls gebraucht wird, etwa in der Übergabe, in der Kommunikation mit anderen Leistungserbringern, in der Leistungsabrechnung oder in der Qualitätssicherung. Heute passiert das zu oft nicht automatisch. Dann wird aus Digitalisierung Bürokratie mit Bildschirm. Deshalb ist Interoperabilität kein Luxus für IT-Abteilungen. Sie ist eine Voraussetzung für gute Pflegeorganisation.

Gerade jetzt wird diese Frage wichtiger. Mit neuen gesetzlichen Vorhaben, dem Europäischen Gesundheitsdatenraum und der wachsenden Bedeutung strukturierter Gesundheitsdaten werden Weichen gestellt, die weit über einzelne Anwendungen hinausgehen. Wenn Pflegeinformationen dabei nicht anschlussfähig sind, bleibt ein wesentlicher Teil der Versorgung unsichtbar. Wer Versorgung ganzheitlich denken will, muss Pflege digital sichtbar machen. Dafür braucht es gemeinsame Standards. Nicht als Selbstzweck, sondern als Grundlage dafür, dass digitale Anwendungen im Alltag funktionieren. Standards schaffen Verlässlichkeit. Sie ermöglichen Anschlussfähigkeit. Und sie verhindern, dass jede Einrichtung, jeder Anbieter und jedes System eigene Wege gehen muss.

„Digitalisierung muss verständlich, anschlussfähig und standardisiert sein und sie muss dort beginnen, wo Pflege jeden Tag stattfindet.“

Carsten Steinhoff
Foto: VdSP/Lars Heidrich

Der Verband für digitale Standards in der Pflege setzt sich genau dafür ein: für digitale Lösungen, die aus der Praxis heraus gedacht sind und in der Praxis funktionieren. Wir brauchen keine Digitalisierung, die Pflegekräfte zwingt, sich an Systeme anzupassen. Wir brauchen Systeme, die die Arbeit der Pflege besser verstehen. Interoperabilität ist deshalb die gemeinsame Sprache einer digitalen Pflege. Wenn diese Sprache stimmt, können Informationen besser fließen. Übergaben werden klarer. Dokumentation wird nutzbarer. Abrechnung wird einfacher. Qualität kann gezielter gesichert werden. Und Pflegekräfte gewinnen im besten Fall das zurück, was sie am dringendsten brauchen: Zeit für Versorgung.

Die entscheidende Frage lautet daher nicht, ob die Pflege digitaler werden muss. Die entscheidende Frage lautet, ob digitale Pflege im Alltag verstanden wird.

Unsere Antwort ist klar: Digitalisierung muss verständlich, anschlussfähig und standardisiert sein und sie muss dort beginnen, wo Pflege jeden Tag stattfindet.

Der Autor ist Co-Vorsitzender des Verbands für digitale Standards in der Pflege (VdSP). www.vdsp.org

Wenig Spielraum

Warnung vor hohen Personalkosten durch GKV-Gesetz

Das GKV-Beitragssatzstabilisierungsgesetz hat die erste Lesung im Bundestag passiert. Während die Regierung von einer unausweichlichen Konsolidierung spricht, warnen VKAD, Diakonie Bethanien und Caritas vor einer schleichenden Aushöhlung der ambulanten Pflege. Barbara Dietrich-Schleicher, Vorsitzende des VKAD, erklärte im Vorfeld: „Das ist Tarifpflicht ohne Finanzierungsgarantie. Die Bundesregierung spricht von Tariftreue in der Pflege und entzieht ambulanten Diensten zugleich die Grundlage dafür. Tariflöhne dürfen nicht nur vorgeschrieben werden. Sie müssen in den Vergütungen auch vollständig ankommen.“ Bei einem Personalkostenanteil von bis zu 90 Prozent würden ambulanten Diensten kaum zu schließende Finanzierungslücken drohen. Stephan Reitz, Fachreferent beim Caritasverband für das Bistum Aachen, befürchtet eine Abwanderung von Fachkräften aus der ambulanten Versorgung in die stationäre Pflege oder den Kliniksektor. Stephan Ricken, Geschäftsführer der Diakonie Bethanien, formuliert: „Faire Löhne sind gesetzlich vorgeschrieben, ihre Finanzierung soll gekürzt werden. Diese Rechnung geht nicht auf.“ Matthias Ruf, Vorsitzender der Geschäftsführung, ergänzt, faire Bezahlung sei kein Kostenfaktor, sondern Anerkennung. (ck)

Professionelle Pflege hat ihren Wert, aber auch ihren Preis. Und immer häufiger sind Sie als Leistungsanbieter:in gefordert, Verträge nur mit Kunden abzuschließen, deren Bedarfe zu den Kapazitäten Ihres Pflegedienstes passen. Unternehmensberater Andreas Heiber stellt ein Konzept für Vertragsgespräche vor, dass hier Transparenz schafft. Es führt hin zu konkreten Entscheidungen der Pflegebedürftigen und Angehörigen. Denn die entscheiden, welche Leistungen sie wollen und streichen selbst die Leistungen, die ihnen zu teuer sind. Das Handbuch unterstützt Sie bei der Vorbereitung, dem Abschluss und der Umsetzung des Vertrages. Nutzen Sie die hilfreichen Berechnungstabellen und Formulare wie z.B. den Kostenvoranschlag.

Andreas Heiber
Vertragsgespräche richtig führen
2024, 3. überarb. Auflage, 46,90 €, Best.-Nr. 22240
eBook, 46,90 €, Best.-Nr. 22241

Jetzt bestellen! haeusliche-pflege.net/shop

Vincentz Network · T +49 6123-9238-253 · F +49 6123-9238-244 · service@vincentz.net

VINCENTZ